

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Prekäre Ethnographie

Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkenntnisprozess

Jonas Hassemer/Mi-Cha Flubacher

Sonderdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 85 (2020): 157–182

Themenheft *Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven*
Hg. v. Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl & Jürgen Spitzmüller

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2020

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner
(Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://www.wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BI,078,1063

Dieser Beitrag wurde einer Doppelblindbegutachtung unterzogen.

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.

Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.



Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Prekäre Ethnographie

Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkenntnisprozess

Jonas Hassemer^{*}/Mi-Cha Flubacher[†]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 157–182

Abstract

Along with recent scholarship, we hold that ethnography is a reflexive endeavour and a liminal activity. It has been a basic tenet in ethnography that knowledge is produced in reflexive engagement not only with the research context but also with researcher's experiences thereof. Liminality describes ambivalent roles, shifting contexts, and it also critically challenges dichotomous categories that structure academic knowledge production. This paper aims to deepen this argument by engaging with phenomena of precariousness and precarity in fieldwork rapport, moments of symbolic and material interdependency and vulnerability. Thereby, we do not only look into the existential fragility of ethnographic research, but we also highlight the resourcefulness of such phenomena – in terms of ethics but also in terms of understanding the research object. In this sense, we argue that ethnography is, besides being reflexive and liminal, a precarious practice. By *precarious ethnography* we thus refer to the resourceful yet dependent nature of contact at the heart of ethnography.

Schlagwörter: Ethnographie, Prekarität, Liminalität, Reflexivität, Rapport

* Jonas Hassemer, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, jonas.hassemer@univie.ac.at.

† Mi-Cha Flubacher, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, mi-cha.flubacher@univie.ac.at.

1 Einleitung

Ethnographie wird traditionell als eine Form der teilnehmenden Feldforschung verstanden, die eine vertiefte und unmittelbare Auseinandersetzung mit Individuen und Gruppen und ihren Praktiken anstrebt, um soziale Phänomene zu verstehen. »[D]as Gestalten von Forschungsbeziehungen« (Breidenstein et al. 2015: 60) wird dabei für eine erfolgreiche Feldarbeit als grundlegend gehandelt. Das Herstellen eines solchen produktiven Kontakts mit den Forschungsteilnehmer*innen wird in der Ethnographie gemeinhin als positiver *Rapport* bezeichnet (Breidenstein et al. 2015: 60–67; Pratt 1986; Rampton 2016; Slembrouck 2005). Das bedeutet, dass sich Forschungs- und Erkenntnisprozesse – ja die fundamentale Machbarkeit von ethnographischer Forschung – am Forscher*innen-subjekt ›entfalten‹ und Feldarbeit als »personal, emotional and identity work« (Coffey 1999: 1) erfasst werden muss. So verstehen wir das Subjekt der* Forscher*in hier weniger als ein souverän Handelndes denn als ein ›Erfahrendes‹, und zwar in zweifacher Hinsicht: Einerseits verstehen wir es als diskursiv konstituiert, d.h. seine* Existenz ist abhängig von diskursiv geprägten, sozialen Kategorien (Foucault 1982). Andererseits ist uns als Forscher*innen eben jene diskursive Ordnung der Lebenswelt über subjektives Erleben zugänglich, d.h. nicht ›direkt‹, sondern über eine Betrachtung der Weisen, wie sie mit dem Subjekt in Interaktion tritt (Hitzler & Eisewicht 2016: 10).

Wir gehen folglich davon aus, dass Forscher*innen selbst als Forschungsinstrument zu verstehen sind (Hitzler & Eisewicht 2016: 127). In diesem Sinne geht es weniger darum, die eigene *Positionalität*¹ (Binder 2019) und die vermeintlich daraus folgenden Einschränkungen der Güte und

¹ Wir orientieren uns hier am Konzept der Positionalität (umschreibbar etwa auch mit ›Positioniertheit‹) so wie es aus feministischer, kritischer und intersektionaler Perspektive theoretisiert wird (vgl. Binder 2019) und nach dem Subjektpositionen und die damit zusammenhängenden Wissensbestände analytisch in enger Verbindung zu Macht und Machtverhältnissen gedacht werden (Ali 2015; Merriam et al. 2001). So schreibt Binder (2019: 546; Hervorhebung hinzugefügt): »Mit der Sensibilität für die Positionalität jeder Forschung wuchs auch die Aufmerksamkeit für die kontinuierliche und situative Aushandlung der Positionen von Forschenden und Beforschten im Forschungsverlauf«. Im Zentrum steht also das Aushandeln dieser Positionen, die »in lokalen/translokalen, materiell verwobenen und durch Status-, Gender-, Alters-, Klassen- oder ethnische Kategorien vermittelten, machtinskribierten Beziehungen geformt« werden (Ouma 2012: 207).

Gültigkeit ethnographischer Daten zu reflektieren. Auch ist es nicht das Ziel, sich selbst zum zentralen Erkenntnisobjekt zu machen. Vielmehr geht es darum, die eigene Positionalität für die Erkenntnis fruchtbar zu machen. Dies bedeutet, sich grundsätzlich mit der Frage auseinanderzusetzen, was produktives und erfolgreiches ethnographisches Arbeiten heißt.

Wie insbesondere neuere methodologische Arbeiten nahelegen, ist Kontakt im Feld und das Etablieren eines Rapports mit den Forschungsteilnehmer*innen nicht immer unproblematisch (Goebel 2019): Das Aufeinandertreffen von Subjekten und die Verschränkung von Kontexten, die aus den ethnographischen Aktivitäten folgen, bringen beispielsweise immer wieder symbolische und ökonomische Abhängigkeitsbeziehungen mit sich. Dies wiederum führt zu der Frage, wie Positionalitäten durch eine wechselseitige, aber nicht unbedingt symmetrische Abhängigkeit zwischen Forschenden und Forschungsteilnehmer*innen im Kontakt konstituiert werden (Merriam et al. 2001). Anrufungen, die Subjekte in ihrer Positionalität momentan fixieren oder mobilisieren, sind potentiell gewaltsam und produktiv (Butler 1997; im Anschluss an Althusser 2014 [1970]): Sie erschaffen Subjekte der Forschung (>Forscher*in< und >Beforschte<), schreiben damit historisch kontingente (politisch positionierte, soziale, rassifizierte, vergeschlechtlichte) Kategorien fort und sich in das Erleben der Beteiligten ein (Coffey 1999).

Unser Beitrag stellt zum einen solche Momente des *Erkennens* und *Verkennens* ins Zentrum der Aufmerksamkeit, als fragile Drahtseilakte und produktive Erkenntnischancen der ethnographischen Forschung – d.h. eben nicht nur als >problematisch<, sondern potentiell als erkenntnisgewinnend (siehe Beiträge in Goebel 2019 zur positiven Wertung von >misslungenem< Rapport; Ali 2015; auch als >kritisch< im Sinne Kants lesbar, siehe Einführung i.d.Bd.). Zum anderen adressiert unser Beitrag die ökonomischen Verflechtungen, die im Aufeinandertreffen und Ineinander-Verschränken von Subjekten entstehen, die mit kontingenten und emergenten Asymmetrien einhergehen und aus denen neue Abhängigkeiten entstehen. Auch diese Abhängigkeiten sind inhärent in Kontaktphänomenen und sowohl potentiell problematisch als auch produktiv: Sie können Ungleichheiten, die wir verstehen und bekämpfen wollen, fortschreiben, zu Konflikten oder anderen Situationen führen, die unsere Forschung und/oder das Tun der Forschungsteilnehmer*innen zu kompromittieren drohen. Sie können aber auch einen produktiven Austausch befördern. Mit Prekaritätserfahrungen in der Ethnographie lenken wir den Blick auf eben jene Abhängigkeiten, die

eine Grundbedingung ethnographischer Forschung – als Risiko und Ressource – darstellen.

In diesem Artikel plädieren wir somit für ein Weiterspinnen dieser grundlegenden epistemologischen Überlegungen zu den Bedingungen des ethnographischen Arbeitens und weisen dabei in Richtung Prekarität. Das heißt, wir schlagen vor, Ethnographie als inhärent prekär zu denken. Prekäre Ethnographie meint damit weder eine Ethnographie der Prekären (die sie jedoch sehr wohl sein kann; siehe etwa Mears 2013; Sidoti 2015; McHugh 2017) noch zielt sie auf die Thematisierung des wissenschaftlichen Prekariats. Vielmehr stellt die prekäre Ethnographie das epistemologisch Prekäre in den Mittelpunkt, welches sich in zwei Dimensionen zeigt. Dies beinhaltet zum einen *Prekärsein* (*precariousness* nach Butler 2004, 2009), welches Butler (2009: 54) »socially and politically, a generalized condition of interdependency« – also Wechselbeziehung – nennt und somit Vulnerabilität als grundsätzliche Bedingung menschlicher Existenz versteht (vgl. Butler 2009: 22). Im Kontext der Ethnographie deuten wir Prekärsein als Abhängigkeit vom Anderen im Rahmen der Wissensproduktion (siehe auch Wacquant 2005; Mears 2013; McHugh 2017). Diese Abhängigkeit ist nicht per se als unidirektional zu lesen, da sie tatsächlich in alle möglichen Richtungen und auf unterschiedlichen Ebenen verlaufen resp. manifest werden kann, parallel zu oder entgegen den im Forschungsfeld vorhandenen Machtbeziehungen und -verhältnissen, die die Forschungsteilnehmer*innen tagtäglich erleben und mit denen die Forscher*innen einen analytischen wie praktischen Umgang finden müssen.

Zum anderen verweist »prekär« auf die oben genannten materiellen Bedingungen, welche auf die jeweilige Forschungssituation und -interaktion einwirken – also Prekarität im politisch-ökonomischen Sinn (Bourdieu 1998; Lorey 2012; Motakef 2015; siehe auch Pick i.d.Bd. und Steen i.d.Bd., die sich beide ausgiebig mit den soziologischen Ursprüngen dieses Begriffs und seinem Erklärungspotential auseinandersetzen). Diese Prekarität macht sich einerseits in den zumeist forschungspolitisch bedingten Ressourcen der Ethnographie bemerkbar, die sich auf Möglichkeitsbedingungen von Forschungsprojekten auswirken (Dauer und Tiefe der Ethnographie und der Wissensproduktion im Allgemeinen). Andererseits widerspiegeln sich in ihr auch die im Forschungsfeld auftretenden potenziell prekären Momente: Hierbei handelt es sich, wie gesagt, nicht zwangsläufig um die Forschung *über* prekäre oder prekarisierte Individuen oder Gruppen, sondern um die oftmals ungleiche Distribution und Allokation von Ressour-

cen im Forschungskontext und darüber hinaus, welche sich auf die Beziehungsverhältnisse unter den Akteur*innen auswirken sowie auf den Umgang dieser Akteur*innen mit Forscher*innen. Offensichtlich liegt in diesem letzten Punkt die Verbindung zum Prekärsein: Abhängigkeiten im Forschungsfeld, welche sich verschiedentlich manifestieren und unterschiedlich schwerwiegende Konsequenzen für die einzelnen Subjekte mit sich bringen können.

Was eine prekäre Ethnographie genauer beinhaltet, wird im Folgenden beschrieben: So setzen wir uns zunächst (Abschnitt 2) tiefergehend mit Reflexivität und Liminalität auseinander und diskutieren, wie diese beiden Konzepte resp. Phänomene als epistemologische Basis ethnographischen Arbeitens verstanden werden können. Ausgehend von zwei unterschiedlichen Forschungsprojekten beschreiben wir mittels ethnographischer Skizzen direkte Erfahrungen einer prekären Ethnographie (Abschnitt 3), Abhängigkeiten symbolischer (Abschnitt 3.1) und politisch-ökonomischer Art (Abschnitt 3.2), die wir über unsere Forscher*innen-subjekte erfahren. Auf dieser Basis differenzieren wir die Bedeutung der Prekarität für ein kontingentes, aber auch produktives ethnographisches Arbeiten aus, indem wir diese weder ausschließlich als Ressource noch als Risiko lesen (in Abschnitt 4).

2 Ethnographie als reflexive und liminale Praxis

Ethnographie ist reflexive und liminale Arbeit. Das betrifft sowohl den Forschungsprozess als auch, auf eine fundamentale Art und Weise, die epistemologische Grundhaltung. Diese Grundhaltung wird von den verschiedenen ethnographischen Traditionen mehr oder minder geteilt, spezifische Ausformulierungen finden sich etwa in den Programmen reflexiver (Bourdieu 2004; Bourdieu & Wacquant 1992) und liminaler Ethnographie (Jacobs & Slembrouck 2010). Die Prämisse der Reflexivität und Liminalität haben in methodologischen Auseinandersetzungen um das Eigene und das Fremde als Grundproblem ethnographischer Forschung zu unterschiedlichen Graden eine Rolle gespielt (Fabian 1983). Unabhängig von der jeweiligen Tradition oder ›Schule‹ ist eine geteilte Annahme der Ethnographie die, dass Wissen durch eine systematische Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld und den Forschungsteilnehmer*innen, aber auch mit der eigenen Forschungspraxis entsteht (z.B. Ali 2015; Amann & Hirschauer 1997; Binder 2019; Bourdieu 2003, 2004a, 2004b; Clifford & Marcus 1986; Fabian 1983; Geertz 1973; Hammersley & Atkinson 2007;

Merriam et al. 2001; Pérez-Milans 2017; Pfadenhauer 2017) – kurz: mittels reflexiver Forschungspraxis (also ›Reflexivität‹ im Sinne von engl. *reflexivity*/frz. *reflexivité* in der ethnographischen Forschung).

2.1 Reflexive Ethnographie

Reflexives Forschen bedeutet in erster Linie nicht nur eine ethische und epistemologische Selbstbeschränkung, die etwa Generalisierungen und Allgemeingültigkeiten in Frage stellt oder die Konsequenzen von Forschung für die Forschungsteilnehmer*innen sichtbar macht, sondern auch eine Ressource. Die* Ethnograph*in ist selbst das Forschungsinstrument (etwa Hitzler & Eisewicht 2016: 127). Diese Annahme ist in einigen Ansätzen methodologisch besonders prononciert, etwa in verschiedenen Spielarten der *Autoethnographie* (e.g. Antony 2015; Choi 2017; Ellis & Adams 2014) oder *carnal ethnography* (Wacquant 2005), liegt jedoch in verschiedener Konzeptualisierung, verschiedenen Schattierungen und Spielarten allem ethnographischen Forschen zugrunde.

Bourdieu (2003: 282, 2004a: 88) fasst methodologische Reflexivität als die »Objektivierung des Subjekts der Objektivierung« oder »teilnehmende Objektivierung [participant objectivation]«. Diese Formulierung spielt offensichtlich mit dem Begriff der *teilnehmenden Beobachtung* – und unterstreicht damit, dass die* ethnographische Forscher*in automatisch nicht nur Teil der Datenerhebung (der Beobachtung), sondern auch der Datenverarbeitung (Objektivierung) ist. Bourdieu stimmt hierin mit anderen anthropologischen Strömungen überein (zitiert werden etwa Clifford & Marcus 1986), dass subjektives Erleben nicht aus dem Forschungsprozess ausgeschlossen, sondern vielmehr analytisch fruchtbar gemacht werden soll (Bourdieu 2003: 291). Allerdings – so wird er nicht müde zu betonen – müsse dieses einer rigorosen Analyse mit denselben Instrumenten unterworfen werden, die auf den untersuchten Gegenstand angewendet werden. Als ›reflexiv‹ wird der Forschungsprozess also dann verstanden, wenn er eine (sozialwissenschaftliche) Auseinandersetzung der Sozialwissenschaften mit sich selbst und ihren Akteur*innen beinhaltet und diese in Bezug zu den gewonnenen Erkenntnissen setzt (Bourdieu 2004a).

Participant objectivation undertakes to explore not the ›lived experience‹ of the knowing subject but the social conditions of possibility – and therefore the effects and limits – of that experience and, more precisely, of the act of objectivation itself. It aims at objectivizing the subjective relation to the object which, far from leading to a relativistic and more-or-

less antiscientific subjectivism, is one of the conditions of genuine scientific objectivity [...]. (Bourdieu 2003: 282)

Die zentralen Aspekte von Reflexivität im Sinne der teilnehmenden Objektivierung sind bei Bourdieu (1) die Fokussierung auf die Möglichkeitsbedingungen, die die Position der Forschenden hervorbringt und von der aus sie auf den Forschungsgegenstand blicken (ihn *objektivieren*, in Bourdieus Worten) und (2) das Ziel, die Forschung dadurch nicht (subjektiv) zu relativieren, sondern vielmehr (objektiv) zu untermauern. In *Science of science and reflexivity* (Bourdieu 2004a) liefert er eine Skizze einer Selbstanalyse, die relativ breit angelegt ist und v.a. auf die akademische Sozialisation und die Verortung in (akademischen) Institutionen abzielt.

Unser Ansatz bleibt im Vergleich insgesamt weniger ambitioniert und etwas vorsichtiger mit dem Anspruch, die Ergebnisse unserer Forschung möglichst nahe an eine ideale Objektivität anzunähern – eine Abweichung vom Bourdieu'schen Programm, die sicher auch mit den systematischen Unterschieden zwischen Bourdieu und unseren Positionen im Wissenschaftsbetrieb, den disziplinären Kontexten, Diskussionen und Entwicklungen sowie dem Zeitpunkt der Publikationen zusammenhängt. Unser Versuch einer Selbstobjektivierung bleibt hier notwendigerweise spezifischer und situationsgebundener: In Weiterentwicklung dieser grundlegenden Gedanken zu einer reflexiven Analysearbeit wollen wir uns mit den Möglichkeitsbedingungen unserer Erfahrungen in konkreten interaktiven Kontaktsituationen und strukturellen Zusammenhängen unserer Forschungsprojekte widmen. Wir wollen also die Möglichkeitsbedingungen unserer Beziehung in unserem ethnographischen Arbeiten reflexiv in den Blick zu nehmen, was für uns einen Blick auf Fragen von *Sexualität*, *Ethnizität* und *Gender*² miteinschließt.

2.2 Liminale Ethnographie

Liminalität kam als ein prozedurales Konzept in der Anthropologie auf, mit dem zunächst Übergangsriten von einem sozialen Status in den anderen (z.B. Initiation, Hochzeit) beschrieben wurden (Van Gennep 1909): Das Konzept beschreibt eine Phase des ›Dazwischen‹ oder der ›Schwelle‹, in der

² Zumindest Gender wird auch von Bourdieu (2004a: 109) knapp im Zusammenhang mit dem Habitus thematisiert, aber inkonsequent in der Analyse fruchtbar gemacht, wie bspw. Eribon (2016: 152–157) kritisiert.

Subjekte weder ihrem vorherigen noch ihrem zukünftigen gesellschaftlichen Status angehören. Diese Zwischenposition beinhaltet einerseits eine strenge rituelle Kontrolle und andererseits eine gewisse Ungebundenheit mit Bezug auf gesellschaftliche Normen (siehe Turner 1969). Das Konzept erlebt mit Turners Arbeiten (etwa Turner 1974) eine Ausweitung über das Rituelle hinaus und wird seitdem zur Beschreibung verschiedenster Zwischenpositionen, -phasen und -orte verwendet (Thomassen 2015). Im ethnographischen Forschen geht es darum, erlebte, situative Spannungen sichtbar und fruchtbar zu machen. Das Konzept der Liminalität kann in diesem Zusammenhang die ambivalente Rolle der* Ethnograph*in, ihr* Wechseln zwischen Kontexten oder die Instabilität und das Verfließen der Kontexte selbst beschreiben (Jacobs & Slembrouck 2010). Dies machen etwa Amann & Hirschauer (1997), ohne explizit von liminaler Ethnographie zu sprechen, zum Programm ethnographischer Forschung, welches jedoch auf einer relativ starren (wenn auch als methodologische Verfremdung gedachten) Unterteilung des Forschungsprozesses in zwei Sphären, Feld und Wissenschaft resp. Analyse, beruht. Die* Ethnograph*in bewegt sich zwischen diesen Sphären, fasst dabei ihre* Beobachtungen in analytische Kategorien für den wissenschaftlichen Diskurs (Amann & Hirschauer 1997: 28) und kontrastiert soziologische Modelle mit den gemachten Beobachtungen (Amann & Hirschauer 1997: 38). Diese bidirektionale Rekontextualisierungsarbeit macht Liminalität zu einer Grundbedingung ethnographischen Forschens (Fabian 1983; siehe auch Bunzl 1998). Während dies eine klare Trennung der Sphären von Feld und Wissenschaft resp. Analyse zu suggerieren scheint, dient es jedoch eher einer methodologischen Verfremdung (Pfadenhauer 2017).

Die methodologische Infragestellung eben solch apriorischer, hartnäckiger Dichotomien sehen Jacobs & Slembrouck (2010: 243) als Chance in der Anwendung des Konzepts der Liminalität: »Along the same lines, we suggest that the liminality of linguistic ethnography [...] in part lies in the persistent elusiveness of the etic–emic distinction, of what is frontstage and what is backstage, text versus context, and linguistics versus ethnography that we have dealt with here«. Ähnlich wie Amann & Hirschauer (1997) beschreiben Jacobs & Slembrouck (2010) mit Liminalität die Möglichkeit, konzeptuelle Verfestigungen und idealtypische Dichotomisierung zu irritieren, zu hinterfragen und zu überschreiten. Dies betrifft insbesondere die nicht unproblematische Unterteilung des Forschungsprozesses in die Sphäre des beforschten Feldes mit seinen ›emischen‹ Bedeutungen und die der Analyse, die ›etische‹ Kategorien liefert. Hier erlaubt das Konzept der

Liminalität eine methodologische Kritik und gar eine alternative Konzeption des Forschungsprozesses.

Auf einer epistemologischen Ebene macht das Konzept der Liminalität die Problematik dichotomer Kategorien, die die Wissensproduktion strukturieren, sichtbar. Ein reflexiver Zugang schließlich bindet diese konzeptuelle Arbeit an das Forscher*innensubjekt zurück. Die liminale Erfahrung der* Forscher*in äußert sich im Austarieren des ethischen, methodischen, und konkreten Vorgehens, also etwa beim Ausloten des Feldes, im Umgang mit den Forschungsteilnehmer*innen (erforschten Subjekten), bei der Datenselektion wie beim Verschriftlichen. Die Liminalität als methodologische Komponente schärft somit die reflexive Auseinandersetzung mit Grenzen sowohl der Forschung wie des forschenden Subjekts; gleichzeitig ist gewissermaßen eine reflexive Grundhaltung die Voraussetzung für eine zielführende Auseinandersetzung mit der Liminalität im Rahmen der eigenen Forschung.

Was die programmatischen Konzepte der Reflexivität und Liminalität unserer Ansicht nach noch zu wenig in den Blick nehmen, sind die Abhängigkeiten, die im Kontakt zwischen der* Forscher*in und den Forschungsteilnehmer*innen be- oder entstehen. Die Liminalität rückt zwar den Kontakt epistemologisch ins Zentrum und räumt auf mit dichotomen Kategorien. Auch die Reflexivität führt uns die Abhängigkeit der Forschung vom forschenden Subjekt und dessen materieller wie symbolischer Bedingtheit vor Augen. Ein blinder Fleck bleibt hier aber die materielle und symbolische Verflechtung von Forschung im Verhältnis zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen. Die Fortentwicklung und Zirkulation von Personen und Dingen (*»trajectories« sensu Heller 2011: 10*), die sich als Verflechtungen und Abhängigkeiten in die Wissensproduktion einschreiben, sind nicht nur auf Seiten der* Forscher*in und im akademischen Feld zu suchen, sondern auch in konkreten Kontaktsituationen und sich entwickelnde Beziehungen zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen. Es ist nun unser Ziel, diesen blinden Fleck programmatisch ins Visier zu nehmen und zu diesem Zweck die Ethnographie als prekär zu verstehen. Diesen Vorschlag werden wir im Folgenden mittels ethnographischer Skizzen konkreter ausformulieren.

3 Prekaritätserfahrungen in der Ethnographie

Auf der Basis unserer ethnographischen Forschung skizzieren wir im Folgenden unterschiedliche Prekaritätserfahrungen, die sich als riskante

und risikoreiche Momente beim konstant notwendigen Austarieren des Beziehungsgeflechts im Forschungsfeld erweisen. Hierbei verwenden wir *prekär* in seinem doppelten Sinne, d.h. als Ausdruck von forschungsimmanten Abhängigkeiten symbolischer und politisch-ökonomischer Art (siehe Abschnitt 1.). In einem weiterführenden analytischen Schritt zeigen wir gleichermaßen auf, inwiefern diese Erfahrungen der potentiellen Destabilisierung als produktive Momente des Erkenntnisprozesses umgedeutet werden können.

Das Erfahren forschungsimmantener Abhängigkeiten wird zunächst anhand eines Beispiels aus Jonas' Feldforschung nachgezeichnet, worin er das Erkennen und Verkennen seines gegenderten und sexualisierten Körpers³ beschreibt (Abschnitt 3.1). Ergänzt wird dies durch einen Erfahrungsbericht von Mi-Cha, in welchem sie die Erfahrung um die Ethnisierung ihres Körpers zum Thema macht. In einem weiteren Abschnitt (3.2) rücken die im jeweiligen Feld erkennbaren materiellen Abhängigkeiten ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die wir im Sinne einer politisch-ökonomischen Perspektive als strukturell und strukturierend behandeln. Hier bietet Mi-Chas ethnographische Feldforschung den Ausgangspunkt, um die prekäre Ethnographie weiterzudenken, wobei Jonas' Erfahrungen die Beobachtungen wiederum spiegeln.

3.1 Erkennen und Verkennen zwischen Risiko und Ressource: Subjekte und Körper in Interaktion

In seiner Feldforschung in einer Beratungsstelle für Geflüchtete in Wien nimmt Jonas vornehmlich an zwei institutionellen Sphären teil, den Teamsitzungen der hauptamtlich beschäftigten Berater*innen und einem Projekt der Einrichtung, in dem Ehrenamtliche unter Supervision einer* Berater*in Klient*innen betreuen. Beide Zusammenhänge ermöglichen intensiven Kontakt und Austausch mit den involvierten Personen, wobei das Ehrenamt erst später, im zweiten Jahr der insgesamt zweieinhalbjährigen Feldforschung hinzugetreten ist. Anfängliche Unsicherheiten und Misstrauen zwischen sich und dem Team der Berater*innen kann er durch eine Annäherung und Öffnung über langsam und dosiert eingebrachte Details

³ Zum Umgang mit und dem Erleben von Sexualität und sexueller Orientierung in der Feldforschung siehe Comer (2018) und die Sammelbände von Kulick & Willson (1995) sowie Lewin & Leap (1996).

aus dem eigenen Privatleben bearbeiten. Dazu gehört auch, dass er mit einem Mann in einer Partnerschaft lebt und den Haushalt teilt.

Ein *Coming-out* bezeichnet nicht bloß eine umschriebene Lebensphase, die irgendwann abgeschlossen ist (siehe Adams 2011: 106). Sie zieht sich durch das ganze Leben als ein Positionier(twerd)en. Das *Coming-out* ist auch kein individuelles Projekt, sondern ein systematisches Ergebnis von Heterosexualität als Norm (Adams 2011: 86), die in einer Lebenslage Indizienhaftes, Erkennbares, Deklarierbares ortet und konturiert (siehe auch Crimp 1993: 305). Das heißt, dass ein *Coming-out* bisweilen in aktiver Initiative als Selbstpositionierung geschieht, bisweilen (vielleicht in den meisten, ganz alltäglichen Fällen) aber auch eher als passive Fremdpositionierung erfahren wird. Damit reproduziert das *Coming-out* Heteronormativität zu einem gewissen Grad, da es diese als gegebene Ordnung voraussetzt.

Ein *Coming-out* passiert mal routiniert, mal scham- oder angstbehaftet oder auch strategisch. Letzteres spielt im Kontakt von Jonas mit dem Team der Beratungsstelle durchaus eine Rolle. Es bietet im ›linksliberalen‹ Umfeld eine Möglichkeit, mit relativ geringem Risiko eine Gelegenheit für Intimität zu schaffen. Zugleich persönlich und banal, kann es vom Gegenüber als Akt des Vertrauens aufgenommen werden und die Beziehung stärken oder schlicht quittiert/ignoriert werden, da auch eine Art *Normalisierungsgebot* besteht (in der *moral order* eines linksliberalen Umfelds unterliegt es einem gewissen Tabu, Schwulsein als Devianz zu markieren, auch wenn es doch immer wieder geschieht).

Während Jonas möglichen Fragen nach seiner sexuellen Orientierung von Seiten der Berater*innen (einer heterogenen Gruppe, aber größtenteils Frauen) zuvorkommen kann, indem er sich in Eigeninitiative *outet*, ist es bei den Ehrenamtlichen anders. Hauptsächlich sind es Männer, die als Geflüchtete mit der Einrichtung in Kontakt gekommen sind. Die ersten Fragen nach der nach dem Namen ganz häufig (etwa in dieser Reihenfolge): »Bist du verheiratet? Hast du eine Freundin? Wohnst du in einer WG?« Im nächsten Moment konfligierende Gedanken: »Ich möchte sie nicht anlügen. Ich weiß nicht, ob sie mich weiterhin akzeptieren werden. Vertrauen aufbauen verlangt Offenheit. Es verlangt die Anerkennung des Gegenübers – als jemand, der in allen anderen verbindlichen Beziehungen *out* ist, bedeutet mein Verhalten da nicht ein Zurückhalten von Anerkennung? Warum behandle ich sie anders als das Team? Es ist keine Frage von persönlicher Sympathie, sondern der Zuschreibung einer homophoben Disposition. Warum unterstelle ich ihnen Intoleranz mir gegenüber? Ist das nicht rassistisch begründet?«

Die Fragen der Ehrenamtlichen und die antizipierte, zugeschriebene Homophobie haben eine Geschichte mit mehreren Zeitlichkeiten: Die Fragen von Verwandten und anderen Erwachsenen nach dem Vorhandensein einer Freundin, die das Begehren und die Sexualität eines damals 16-Jährigen entwertet. Die Angst eines ehrenamtlichen Dolmetschers vor den Blicken der anderen Dolmetscher (und dem *Gossip* der Mitarbeiter*innen), von denen er fürchtete, dass sie, wie er Jonas erzählte, seine sexuelle Orientierung lesen könnten. Dessen Angst vor den Blicken der »Syrian/Muslim/religious/Arab guys« (was in seinem Mund und auf Basis seiner, von Jonas nicht geteilter, Lebenserfahrung legitim ist, wird in Jonas' Mund problematisch). Die vom Hörensagen erfahrene Situation, in der einer der Dolmetscher in Lachen ausbrach, als er für eine* nicht-binär identifizierende Klient*in übersetzte, und die Diskussionen über Sanktionen für sein Verhalten im Team. Doch bedeutet die institutionelle Sanktionierung eine gesicherte Akzeptanz im ungezwungenen Austausch? Jonas beschließt immer wieder, sich eine Strategie zu überlegen, eine Entscheidung auf ethisch-reflektierter Basis zu fällen, doch diese Überlegungen bleiben ergebnislos. Die Fragen der anderen Ehrenamtlichen erwischen ihn immer wieder auf kaltem Fuß. Lediglich in einem Gespräch mit *Svenja*⁴, einer Mitarbeiterin, spricht er dieses Dilemma an. Sie legitimiert sein Verhalten und er ist sehr erleichtert über ihre ›Absolution‹.

Die Tatsache, dass Jonas sein Verhalten als ›Lügen‹ und die Situation als moralisches Dilemma deutet, verweist zunächst auf eine situierte *moral order*, die Transparenz und Gleichbehandlung quasi als moralische Imperative voraussetzt, an der sich Jonas ausrichtet und die die im Zuge seiner wissenschaftlichen Sozialisation erworbene forschungsethische Haltung informiert⁵. Wie auch immer jedoch die forschungsethische Bewertung ausfällt, die Vergeschlechtlichung von Jonas' Körper ist in jedem Fall prekär, in dem Sinne, dass er den Akteur*innen im Forschungskontext gegenüber verletzlich ist. In einem Fall handelt es sich um ein Risiko, das er als relativ gering einstufen kann: Im Kreis der Berater*innen, so weiß er aus

⁴ Sämtliche Namen von Teilnehmer*innen in diesem Artikel sind Pseudonyme.

⁵ Dass diese Haltung nicht immer und in allen Kontexten praktikabel, zielführend und ethisch einwandfrei ist, bezeugen die Erfahrungen zahlreicher Ethnograph*innen (siehe Hammersley & Atkinson 2007: 210–212). Jonas geht es dabei jedoch mehr um die Reflexion seines ethnisierenden Blicks, der die Identitäten der Forschungsteilnehmer*innen festzuschreiben droht und der im Zuge seiner Prekaritätserfahrung salient wird, als primär um Fragen der Transparenz und Gleichbehandlung.

seiner Forschungstätigkeit, wird gegenseitige Anteilnahme am Leben außerhalb der Einrichtung geschätzt, Verslossenheit wird als abweichendes Verhalten geradezu sanktioniert. Ein Coming-out entspricht aber auch eher Jonas' habitualisiertem Vorgehen, wenn er sich in neue Kontexte begibt. Es ist ein erlernter Umgang mit gesellschaftlich generalisierter Heteronormativität. Im anderen Fall ist die Bewertung des Risikos weniger klar. In zwei Extremen gedacht, könnte ein Eingehen des Risikos entweder eine Vertiefung der Kontakte mit den Ehrenamtlichen bedeuten – ein ›Tauschhandel‹ von Vulnerabilität wäre denkbar (*self-disclosure* für *self-disclosure*) –, oder den Kontakt schwer belasten, wenn nicht gar sprengen (siehe auch Goodman 1996). Dabei ist mehr als fraglich, ob sich die Ehrenamtlichen, wenn sie Jonas fragen, ob er verheiratet ist, seiner Forscherrolle bewusst sind, ob sie sich bewusst sind, dass der Austausch von persönlichen Details für Jonas mehr als nur *small talk* ist, sondern von seiner Seite eben auch von einem Forschungsinteresse getrieben ist. Ein solches geteiltes Bewusstsein würde vielleicht die kalkulierende Logik des Tauschhandels rechtfertigen, nach der, zynisch formuliert, ein Coming-out für ein ›gutes‹ Interview gegeben würde. Damit sind hier Forscher und Teilnehmer*innen in ihrem Prekärsein zugleich verbunden als auch getrennt. Letzten Endes handelt es sich um ein Dilemma, das sich nicht auflösen lässt. Es ist jedoch produktiv insofern, als es einen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen darstellt: Die Schwierigkeit der Beziehungsgestaltung lenkt den analytischen Blick nicht nur auf das eigene Prekärsein als Forschender, sondern auch auf institutionell verankerte Modi des Erkennens und Verkennens: (1) Eine normative Erwartungshaltung in der Beziehungsgestaltung unter Berater*innen, über die Zugehörigkeiten und Ausschlüsse verhandelt werden, besteht darin, ›offen‹ zu sein, d.h. die Transparenz der Person zu praktizieren. (2) Die institutionelle Differenzierung der Akteure beruht auf einer Ordnung, die die möglichen Subjektpositionen der Ehrenamtlichen ethnisiert, vergeschlechtlicht und damit problematisiert, nicht aber die der Berater*innen. ›Gelungener‹ Rapport ist hier nicht die Voraussetzung von guter Feldforschung, vielmehr ist es die (notgedrungene) Reflexion über nicht ganz gelingenden Rapport, Prekariätserfahrungen oder »Rupturen« (Goebel 2019: 8–9), die Einblicke in den beforschten Kontext liefert, indem sie diesen problematisiert.

Mi-Cha hat in ihrer Forschung ebenfalls Rupturen im Rapport erlebt. Seit einigen Jahren beforscht sie ethnographisch Thai-Massage in Wien als emblematische berufliche und soziale Praktik, um asiatische Frauen betreffende Exotisierungsprozesse in Westeuropa zu verstehen. Im Zuge

dessen verbrachte sie zwischen Frühjahr 2017 und 2019 regelmäßig Halbtage in einem kleinen Thai-Massage-Studio in einem der Wiener Außenbezirke, geführt von einer älteren thailändischen Dame, in dem zuerst zwei Thailänderinnen als Masseurinnen angestellt sind, später von einer dritten Kollegin ergänzt. Hierbei machte Mi-Cha wiederholt die Erfahrung, dass ihre Präsenz und ihr asiatisches Äußeres unterschiedliche Reaktionen provozieren – sowohl von Kund*innen wie auch von Bekannten, die den Frauen einen kurzen Besuch abstatten. So wird oft direkt nachgefragt, ob sie eine neue Kollegin sei, worauf die Frauen den Grund ihrer Präsenz (sie sei eine Kundin) erklären sowie ihren ›ethnischen‹ Hintergrund (Schweiz-Koreanisch). Die damit einhergehende automatische Ethnisierung ihres Körpers erlebt Mi-Cha ambivalent.⁶ Zum einen bricht dieser diskursive Prozess ihrer Positionierung mit Bekannten das sogenannte Eis und ermöglicht unverfänglichen Austausch. Zum anderen ist das vermeintliche Erkennen als Masseurin durch die Ethnisierung ihres Körpers ein reduktiver Vorgang, der die impliziten Machtverhältnisse in diesem spezifischen Raum reproduziert, in welchem Subjektpositionen eindeutig distribuiert sind: mit europäischem Aussehen wären solche ›Missverständnisse‹ kaum an der Tagesordnung. Somit erhält das (V)Erkennen eine ideologische und sozialpolitisch mächtige Dimension.

Feldnotiz Mi-Cha I (10.8.2017, Massagestudio)

Es ist Mittagszeit, nach 12.00. Dong massiert in ihrem Zimmer. Ich sitze auf dem Sofa im Eingangsbereich. Die Chefin hat extra für mich Bambus gekocht, sitzt jetzt bei mir auf ihrem Stammplatz am Sofa, Naa bereitet weiteres Essen vor. Die beiden unterhalten sich auf Thailändisch, als der nächste Kunde reinkommt, ein europäischer Herr Ende 50. Er registriert mich direkt und fragt, ob ich eine neue Masseurin sei. Die Chefin lacht und meint, nein nein, ich sei Stammkundin. Er lässt nicht locker und fragt, ob ich sonst irgendwo massiere, und kommt sich sogar vorstellen: schüttelt mir die Hand, nennt seinen Namen und will meinen wissen.... Naa unterbricht ihn und schickt ihn ins Zimmer, damit er sich vor der Massage duscht.

⁶ Zur Ethnisierung nicht-weisser Forscher*innen in einem westlichen Kontext situierten Feld gibt es unseren Wissens nach kaum Literatur, doch erweist sich hier die zur Positionalität aufgeführte Literatur als wegweisend.

Dass diese auf Ethnisierung beruhende Positionierung auch mit sexualisierten Konnotationen einhergeht, liegt in diesem ambig behafteten Dienstleistungsverhältnis auf der Hand. Wie in Jonas' Erfahrung ist die Vergeschlechtlichung ein stetes Begleitprodukt, diesmal zu Gunsten von männlichen Kunden, die die sexuelle Verfügbarkeit von asiatischen Frauen imaginieren. Auch in der oben beschriebenen Interaktion kommt dies deutlich zum Ausdruck, als Naa ›zu früh‹ ins Zimmer tritt und den Kunden antrifft, wie er Wasser läßt – und wie dieser sie auffordert, trotzdem im Zimmer zu bleiben.

Beide zuvor beschriebenen Erfahrungen – Jonas' selektives Coming-out und das ›Missverständnis‹ um Mi-Chas Rolle – illustrieren, dass wir nicht als souveräne Subjekte forschen, sondern als sozial Positionierte und Positionierende. In beiden Fällen spielen Vergeschlechtlichung und Ethnisierung eine Rolle: Mi-Cha wird aufgrund ihres Aussehens vermeintlich als (›thailändische‹, ›weibliche‹) Masseurin ›erkannt‹ in einem Kontext, in dem die Rollenverteilung auf ›Ethnizität‹ und Gender beruht bzw. diese relevant macht. Jonas selektives Coming-out beruht ebenso auf einer ethnisierten und vergeschlechtlichten Ordnung – und Arbeitsteilung. Die jeweils unterschiedlich erfahrenen Vergeschlechtlichungsprozesse, als schwuler Mann im Zuge eines Coming-out gegenüber den Berater*innen und als vermeintlich Heterosexueller durch ein Zurückhalten des Coming-out gegenüber den Ehrenamtlichen, schreiben diese Differenz fort. Weder Jonas noch Mi-Cha können sich diesen Prozessen komplett entziehen, beruhen sie doch zum Teil auf kontingenten Verhältnissen der jeweiligen Forschungskontexte. Diese Erfahrungen des Prekäreseins (seiner selbst und anderer) sind produktiv, da sie nicht nur die Frage herausfordern, was für eine* Forscher*in man im jeweiligen Forschungskontext sein kann. Sie provozieren auch die breitere Frage, welche Subjektpositionen – in Bezug auf Geschlecht, sexuelle Orientierung, Ethnizität, Klasse etc. – überhaupt im jeweiligen Forschungskontext wem offenstehen. Die Abhängigkeit vom anderen im Forschungskontext ist damit nicht nur ein (ethisches, forschungspraktisches, persönliches) Risiko, sondern auch eine Ressource, wenn sie Gegenstand einer kritischen Reflexion wird. Prekaritätserfahrungen sind damit ein Diagnosewerkzeug für Machtverhältnisse in symbolischen Ordnungen und legen Prozesse und Praktiken offen, die diese Ordnungen reproduzieren.

3.2 Ethnographisches Navigieren von Prekarität: Politisch-ökonomische Komponenten

Über die Frage hinaus, welche Subjektpositionen wir als Forscher*innen einnehmen können und in welcher Form dies in Abhängigkeit mit anderen Akteur*innen im Rahmen der ethnographischen Interaktionen geschieht, bedeutet ethnographisch zu forschen auch, das beforschte Feld aus politisch-ökonomischer Perspektive zu beleuchten: Welche symbolischen und materiellen Ressourcen zirkulieren? Wie werden sie distribuiert? In welchen Machtbeziehungen und Netzwerken sind die Akteur*innen diesbezüglich positioniert? Weiters müssen sich Forscher*innen reflexiv mit dem Einfluss resp. den Konsequenzen ihrer Präsenz im sogenannten Forschungsfeld auseinandersetzen – ein für Forscher*innen unbekanntes *Terrain*, das allerdings für die erforschten Akteur*innen in den meisten Fällen ihr alltägliches Umfeld, ihren beruflichen Kontext oder eine ›banale‹ interaktive Praktik darstellt. Verflechtungen von Forscher*innen in Prozesse der Produktion und Zirkulation von Ressourcen bergen ebenfalls Prekaritätserfahrungen, also Momente, in denen symbolische und materielle Abhängigkeiten zu Tage treten, wobei symbolische und materielle Formen der Abhängigkeit kaum zu trennen sind. Diese Abhängigkeiten betreffen – und das ist uns wichtig zu betonen – nicht nur die beforschten Subjektpositionen (wie das eben in der Ethnographie des Prekären resp. des Prekariats geschieht), sondern auch die Forscher*innen selber, wie wir im Weiteren ausführen möchten. Diese Verlagerung der Perspektive des Prekären auf die Forscher*innen mag riskant erscheinen – etwa weil die im Feld erfahrenen Abhängigkeiten u.U. dem Bild der* unabhängigen, distanzierten, kritischen Wissenschaftler*in widersprechen, weil sie Ungleichheiten reproduzieren, deren Kritik eigentlich das Ziel der Forschung ist, weil sie ethisch oder gar juristisch problematisch sein können, da Forscher*innen in vielen Fällen im Vergleich zu den Teilnehmer*innen die Privilegierteren sind. Dennoch, so sind wir überzeugt, bietet die kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit Prekaritätserfahrungen auch analytisches Potential, das uns Einblicke in die politisch-ökonomischen Bedingungen und Zusammenhänge unserer Forschungsfelder liefert. Wir argumentieren somit, Prekaritätserfahrungen nicht rein als riskante und problematische Momente zu verstehen, sondern als für die ethnographische Wissensproduktion relevante Einsichten.

Im Folgenden soll eine Episode aus Mi-Chas Forschung diesen Anspruch exemplarisch illustrieren. Wie oben (Abschnitt 3.1) beschrieben, befasst sie

sich in ihrem ethnographischen Forschungsprojekt mit der Exotisierung asiatischer Frauen in Westeuropa am Beispiel der Thai Massage (siehe auch Flubacher 2020). Der nachfolgende Ausschnitt aus den Feldnotizen zeichnet die Beziehung mit *Dong* nach. Dong ist gegen 50 und seit bald 30 Jahren in Österreich als Masseurin tätig. Sie ist auf dem Papier Inhaberin des Studios, da sie über einen Gewerbeschein verfügt. Chefin ist jedoch eine ältere Dame, die früher als Masseurin gearbeitet hat und sich den Ruhestand mit diesem Studio verdient – Dong selbst verfügt nicht über das dafür notwendige Kapital, da sie nicht nur wenig verdient, sondern auch noch das meiste Geld zu ihrer weitläufigen Familie im Nordosten Thailands schickt. Sie ist ein sehr großzügiger Mensch und verwöhnt Kund*innen, Kolleg*innen und Bekannte regelmäßig mit köstlichem Essen oder netten Geschenken. Dongs Schenkgewohnheiten werden im Studio von den anderen kritisch beurteilt, insbesondere von Naa, die sich in einer ähnlichen Lebenslage befindet. Naa erzählt Mi-Cha zu verschiedenen Momenten in missbilligendem Ton, dass dies einer der Gründe sei, dass Dong keinen Cent auf der Seite habe. Sie selber lasse sich aber nicht ›ausnehmen‹, auch nicht von ihrer Familie in Thailand.

Vor dem Hintergrund dieses Narrativs fühlt sich Mi-Cha in der rekurrenten Rolle der ›Empfängerin‹ nicht wohl – dies im Wissen um die sozial bindende Funktion von gegenseitigen Geschenken und Aufmerksamkeiten *inter pares* (Bourdieu 1994). Geschenke von Forschungsteilnehmer*innen anzunehmen widerspricht jedoch prinzipiell ihrer habitualisierten Forschungsethik, die auf einer eurozentrisch begründeten Vorstellung der* neutralen und sozial ungebundenen Forscher*in beruht (siehe Coffey 1999 für eine Kritik dieses ›Mythos‹). Dieses Unwohlsein wird umso mehr durch ihr Wissen um die prekäre finanzielle Lage Dongs verstärkt. Um hier forschungsethisch und moralisch eine gewisse Symmetrie zu wahren, bucht Mi-Cha regelmäßig Massagen und versucht mit Hilfeleistungen auszuhelfen, wo es geht. Der folgende Ausschnitt zeigt auf, wie sich Dong über ihren finanziellen Missstand beklagt und was dies in Mi-Cha auslöst.

Feldnotiz Mi-Cha II (04.11.2017, Massagestudio)

Plötzlich scheint Dong es eilig zu haben und sagt, wir müssen anfangen. Ich geh also schon mal ins Zimmer, bereite mich vor. Während der Massage frage ich sie dann nach ihrem Aufenthalt in Thailand, von dem sie vor kurzem zurückgekehrt ist und mir dabei drei verschiedene Sommerkleider mitgebracht hat. Sie erzählt mir sogleich, dass sie die Kleider gemeinsam mit ihrer Nichte ausgewählt hätte. Da ich mich ja nicht

besonders sexy kleide, aber auch nicht ›wie eine alte Frau‹, wollte sie etwas finden, was zu mir passen würde. Tatsächlich kommentiert sie oft meine Kleidung resp. mein Aussehen, das in ihren Augen zu wenig herausgeputzt ist. Diese (luftigen und in neutralen Farben gehaltenen) Kleider hätte sie auf dem Markt an einer Puppe gesehen und sofort an mich gedacht – sie seien nicht teuer gewesen, nur ein paar hundert Baht (also ein paar Euro) pro Stück. Das beruhigt mich ein bisschen, trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen und weiss nicht, wie ich damit umgehen soll! Allerdings fragt sie mich gleich im Anschluss – zugegebenermaßen zu meiner Erleichterung –, ob ich ihr nachher helfen könne, bei der Registrierkasse die Winterzeit einzustellen. Auch bei anderen Sachen brauche sie meine Hilfe, ob ich nächste Woche vormittags mal kommen könnte, sie würde dann für mich kochen? Natürlich willige ich ein, ich helfe immer gerne und sehe dies auch als interessante Komponente der Feldarbeit: so verstehe ich besser, worin für sie sprachliche oder institutionelle Hindernisse bestehen. Aber: nicht viel später erwähnt sie, dass sie keine Ersparnisse habe. Sie hätte nur 300 Euro auf dem Konto und sie sei müde, erschöpft von der körperlich anstrengenden Arbeit. Sie könne nicht mehr so viel massieren wie bisher (normalerweise massiert sie zusätzlich am Sonntag privat, hat also keinen einzigen Ruhetag). Zudem hätte sie Gelenkschmerzen – Rheuma oder Gicht?, rätselt sie – und müsse zum Arzt. Ob ich ihr helfen könne?

In diesem Ausschnitt treten nun die oben erwähnten Abhängigkeiten und Prekaritätserfahrungen deutlich zu Tage. Zum einen legt Dong ihre prekäre Lage offen (und nicht zum ersten Mal) dar, zum anderen zeichnet sich die komplexe, ethnographisch geformte Interaktion und Beziehungen ab, die wiederum nicht aus dem politisch-ökonomischen Kontext loszulösen sind. Unweigerlich wird das Forscher*innensubjekt in solchen Momenten der Interaktion und den davon geprägten resp. überhaupt erst ermöglichten Positionen fixiert: als ›Zeug*in‹, als Gesprächspartner*in und als menschliches Gegenüber – wahrscheinlich aber nicht als Forscher*in. Es bleibt somit nicht nur unklar, in welcher Position oder interaktiven Rolle das Forscher*innensubjekt (v)erkannt wird, noch ob dies interaktiv überhaupt relevant ist. Ein ›neutrales‹ oder ›objektives‹ Interagieren ist nicht nur in Konstellationen schier unmöglich, die von prekären Lebensverhältnissen geprägt sind. Stets drängt sich die Frage auf, welche Position(en) man in Interaktionen überhaupt einnehmen kann oder soll, und was dies potentiell in einem weiteren Schritt für den Rapport und die ethnographische Wissensproduktion ›im Feld‹ bedeutet. Jede Interaktion ist letzten Endes

ko-konstruiert (Briggs 1986). Es stellt sich folglich zwangsläufig die Frage, wie man die sich stets ändernde »delicate positioning work« (Goebel 2019: 2) bewältigen kann – vor allem, da diese Frage in der herkömmlichen Literatur, mit ihrem methodologischen Fokus auf Distanz und Objektivität, übergangen wird (siehe Goebel 2019 für eine Kritik).

Um auf die exemplarische Feldnotiz zurückzukommen, könnte man in einer utilitaristischen Logik der reziprok verstandenen Schenkökonomie (»l'économie des échanges symboliques« [Ökonomie des symbolischen Tauschs] bei Bourdieu 1994) zur Schlussfolgerung gelangen, dass Dong die Hilfe Mi-Chas erbittet und im Gegenzug dafür Geschenke und Aufmerksamkeiten anbietet. Dies trotz der wiederholten und insistierenden Beteuerung von Seiten Mi-Chas, dass sie ihr gerne helfe *ohne* dafür beschenkt oder bekocht werden zu müssen. Nun stellt sich – unabhängig von Dongs und Mi-Chas jeweiligen Motiven resp. Logik des Schenkens – die forschungsrelevante Frage, was die Konsequenzen wären, wenn Mi-Cha diesen verschleierte aber *De-facto*-Tauschhandel (Bourdieu 1994) von symbolischen gegen materielle Ressourcen rigoros abblocken würde? Wir argumentieren, dass die in unseren (westlich-bourgeoisen) Forscher*innen-subjekten eingeschriebenen ethischen Regeln, die in der Sozialisation als Wissenschaftler*innen erlernte *moral order* und die damit ›erlaubten‹ Handlungsräume von unseren Kontaktpersonen im beforschten Kontext nicht unbedingt erkannt werden – wie auch? Das strikte Einhalten von ›ethischen‹ Vorgaben würde vielmehr als persönliche Absage empfunden werden. Insofern sind ethnographische Kontakte stets vom reflexiven Aushandeln und Navigieren von prekären Momenten der Interaktion geprägt, die sich im Verkennen und Erkennen des Forscher*innensubjekts manifestieren.

Ein weiteres Beispiel bezüglich Verflechtungen und Vermischungen von Rollen wird in Jonas' Forschungspraxis ersichtlich. Er beschreibt diese Erfahrung folgendermaßen:

Feldnotiz Jonas (09.05.2016, an der Anmeldung in der Beratungsstelle)

Ich merke, wie ich nach einiger Zeit beginne, die Funktion an der Anmeldung für Klient*innen zur Beratung mit weniger Distanzierung auszufüllen und unwillkürlich mit einem ›wir‹ von der Einrichtung spreche. Dennoch sind selbstverständlich weiterhin Unsicherheiten präsent, etwa was die Abarbeitung der einzelnen Schritte angeht: Zuerst muss der Name in der Datenbank gesucht werden [...]. Dann wird die Person auf die elektronische Tagesliste gesetzt, auf die die Berater*innen

zugreifen können. Darauf (oder parallel, als mich Hassan [Farsi-Dolmetscher] dabei unterstützt) wird noch eine Liste auf Papier geführt. [...] Eine Problematik, in der ich mich im Zusammenhang mit dem Dolmetschen wiederfinde, insbesondere bei Omid [neuer Farsi-Dolmetscher], ist, einerseits der mir anvertrauten Verantwortung zu gerecht zu werden (und etwa zu verhindern, dass Omid die Beratung übernimmt), andererseits aber auch meine [eigenen] Kompetenzen nicht zu überschreiten. Aus diesem Grund verzichte ich darauf, dies explizit zu thematisieren und global auszuhandeln, und versuche stattdessen von Fall zu Fall lokal zu intervenieren (etwa durch Nachfragen oder meine Blick-Orientierung).

Hier übernimmt Jonas eine aktive Rolle in der von ihm beforschten Institution, die über bestimmte Positionen und damit verbundene Machtverhältnisse verfügt, die wiederum Zugang und Distribution von Ressourcen reguliert. Dies betrifft nicht nur den Zugang der Klient*innen zu Beratungsleistungen, sondern auch die Kontrolle der Arbeit der ehrenamtlichen Dolmetscher*innen, hier insbesondere von Omid. Jonas wird damit Teil dieser institutionellen Prozesse, die die Zirkulation symbolischer und materieller Ressourcen bzw. Befugnisse regulieren (siehe Hassemer & Garrido 2020) – nicht zuletzt, da der Zugang zu ehrenamtlicher Beschäftigung für Personen im österreichischen Asylverfahren einen hohen symbolischen Wert hat (Hassemer 2020; Lehner i.d.Bd.). Was hier offensichtlich wird, ist die reflexive Arbeit, die mit Jonas' Positionierung eingeht und mit der zugleich die Beziehung zwischen ihm und den Forschungsteilnehmer*innen entworfen wird.

Zunächst drängt sich hier eine ethische Frage auf: Kann man bestimmte Handlungen verantworten, die die institutionelle Rolle eigentlich verlangen? Die Feldnotiz erlaubt diesbezüglich Einblick in den laufenden Reflexionsprozess des Forschenden und seinen Versuch, aufgeworfene Problematiken zu bearbeiten: Auf Basis einer sich entwickelnden *professional vision* (*sensu* Goodwin 1994) macht er in der Situation einen Interventionsbedarf aus. Diesen wägt er ab gegen eine Zurückhaltung auf Basis seiner eher marginalen Rolle als Grenzgänger (Pfadenhauer 2017) der Institution – in dem Bewusstsein, dass die Teilnahme, sowohl in Form von Intervenieren wie Unterlassen, Folgen hat, und zwar Folgen sowohl für die anderen Teilnehmer*innen (etwa das Reproduzieren von Machtasymmetrien) als auch für den Ethnographen und sein Projekt (macht er einen ›Fehler‹ im Sinne der normativen professionellen Ordnung der Einrichtung, könnte dies die Ethnographie gefährden).

Zusammenfassend können wir feststellen, dass sich die Auseinandersetzung mit Prekarität im Forschungsalltag aufgrund der situativen, lokal geprägten Bedingungen zwar unterschiedlich gestalten mag, dass grundsätzlich aber die Fragilität von Beziehungen im Feld eine geteilte Konstante ist. Wie sich Forscher*innensubjekte in den jeweiligen Kontext einschreiben (können), ob sie als solche überhaupt erkannt werden, oder aber was von ihnen erwartet wird, all dies widerspiegelt sich in den Abhängigkeiten, die durch diese Prekaritätserfahrungen zu Tage treten. Dadurch, dass wir Prekaritätserfahrungen nicht nur sprichwörtlich ›am eigenen Körper‹ erleben und einen Umgang damit finden, gewinnen wir tiefe Einblicke in Prozesse der Zirkulation materieller und symbolischer Ressourcen sowie deren ungleiche Distribution und in die dadurch konstituierten Machtverhältnisse, die die beforschten Kontexte auszeichnen.

4 Prekäre Ethnographie: eine Zusammenfassung

Die Beschäftigung mit Reflexivität und Liminalität in der Ethnographie macht deutlich, dass Ethnograph*innen Teil ihres Forschungsprozesses, d.h. auch ihrer ›Daten‹ und Analysen, sind und dass dieses *Teilein* nicht nur problematisch, sondern auch produktiv ist. Während die Reflexivität eine produktive Hinwendung zum Erleben des forschenden Subjekts ermöglicht, erlaubt das Konzept der Liminalität, die Positionierung der Forscher*innen als Grenzgänger*innen zu beschreiben. Darüber hinaus erlaubt es, dichotome Kategorien, die den Forschungsprozess prägen, etwa zwischen dem analytischen und dem erlebten Wissen, kritisch zu hinterfragen und diese Kritik produktiv – oder besser: analytisch – zu nutzen. Diese Annahmen nehmen wir in diesem Artikel als gegeben an und wenden uns einem spezifischen Phänomen in der Liminalität des Kontakts bzw. Rapports zu, den Prekaritätserfahrungen. Als reflexiv und liminal arbeitende Ethnograph*innen sind wir uns bewusst, dass wir in Wechselbeziehung mit Prozessen in dem von uns beforschten Kontext treten. Mehr noch: Dies schließt auch Abhängigkeiten und Verflechtungen mit Akteur*innen nicht aus. Abhängigkeit ist ein zentrales Moment des Prekären, und zwar in Form von individuell erlebbaren Abhängigkeiten von Subjekten in Interaktion *und* in Form von systematischen Ungleichheitsverhältnissen. Ausgehend von der analytischen Differenzierung zwischen Prekärsein und Prekarität (Lorey 2012) setzen wir uns reflexiv mit unserem Erleben von Abhängigkeit und unserer in einer eurozentrischen *moral order* inskribierten ‘Forschungsethik’ im ethnographischen Forschen auseinander.

Dabei erlaubt es uns die reflexive Auseinandersetzung mit dem Prekärsein, von Fragen nach der Positionalität der Forschenden (welche Subjektpositionen stehen *ihnen* offen?) zu Fragen nach generellen Möglichkeitsbedingungen von Subjektpositionen im beforschten Kontext (welche Subjektpositionen stehen überhaupt offen?) zu gelangen. Damit gelangen wir von einer Analyse von Praktiken des Erkennens und Verkennens zu einem diagnostischen Werkzeug des Verstehens symbolischer Ordnungen und Machtverhältnisse. Prekaritätserfahrungen, in denen wir als Forschende die wechselseitige Abhängigkeit unserer Positionierungen von anderen Akteur*innen im Forschungskontext erleben, taugen hier als Ausgangspunkt (ähnlich wie Agars [1996: 31] *rich points*) für weitere Analysen, die auch andere Datentypen als die Erfahrung des forschenden Subjekts mit einschließen können.

Die reflexive Auseinandersetzung mit Erfahrungen der Prekarität werfen die Fragen auf, welche Ressourcen materieller (etwa Geschenke resp. Schenkökonomien in Mi-Chas Fall bei finanziell prekärer Lage ihrer Informantin) und symbolischer Art (etwa Zugang zu ehrenamtlicher Beschäftigung in Jonas' Fall) zirkulieren, wie sie reguliert werden, in welchen Machtverhältnissen sie distribuiert werden bzw. welche Machtverhältnisse durch ihre ungleiche Distribution hervorgebracht werden. Mehr noch: Prekaritätserfahrungen erlauben uns tiefe Einblicke in diese politisch-ökonomischen Zusammenhänge, wenn auch zunächst mit Bezug auf eine ganz bestimmte Positionalität. Durch eine reflexive Beschäftigung mit ihnen – und im Bewusstsein der Liminalität der sie strukturierenden Kategorien – können sie als über die singuläre, subjektive Erfahrung hinaus verweisend begriffen und analysiert werden.

Was heißt es also, dass Ethnographie ›prekär‹ zu denken ist? Es heißt zunächst, nicht nur subjektive Involviertheit und Grenzgänger*innentum, sondern auch Abhängigkeit und Fragilität als Grundbedingung ethnographischen Forschens anzuerkennen, diese offenzulegen und analytisch fruchtbar zu machen. Dieser Artikel skizziert somit Ausgangspunkte für einen analytischen Umgang mit erlebter Prekarität im Forschungsprozess. Dabei geht es uns weniger darum, eine spezifische, in sich geschlossene Methodologie zu skizzieren, sondern ein weiteres methodologisches Element für ein reflexives und liminales ethnographisches Forschen zu konturieren.

Danksagung

Wir danken unseren Forschungsteilnehmer*innen, den anderen beiden Herausgebern dieses Themenhefts, Jürgen Spitzmüller und Christian Bendl, sowie den Teilnehmer*innen unseres gemeinsamen Panels *Prekaritätserfahrungen – Soziolinguistische Perspektiven auf Subjekte/Praktiken in Ambivalenz, Liminalität und Krise* an der Österreichischen Linguistiktagung 2018, Ina Pick, Pamela Steen, Sabine Lehner und Anne Storch, für die anregenden Gespräche. Nicht zuletzt danken wir auch der* anonymen Gutachter*in für die wertvollen Hinweise zu unserem Manuskript.

Die diesem Artikel zugrundeliegende Forschung von Jonas Hassemer wurde durch Förderungen der Kulturabteilung der Stadt Wien, des Netzwerks Wissenschaft der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien sowie durch das Uni:docs-Förderprogramm des Rektorats der Universität Wien finanziell unterstützt.

Literatur

- Adams, Tony E. 2011. *Narrating the closet: An autoethnography of same-sex attraction*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Agar, Michael H. 1996. *The professional stranger: An informal introduction to ethnography*. 2. Aufl. San Diego: Academic Press.
- Ali, Rabia. 2015. Rethinking representation: Negotiating positionality, power and space in the field. *Gender, Place & Culture* 22(6). 783–800.
- Althusser, Louis. 2014 [1970]. *Idéologie et appareils idéologiques d'état: Notes pour une recherche* [Ideology and ideological state apparatuses: Notes towards an investigation]. In Louis Althusser, *On the reproduction of capitalism: Ideology and ideological state apparatuses*, 232–272. London: Verso.
- Amann, Klaus & Stefan Hirschauer. 1997. Die Befremdung der eigenen Kultur: Ein Programm. In Stefan Hirschauer & Klaus Amann (Hgg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, 7–52. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Antony, Alexander. 2015. Tacit knowledge and analytic autoethnography: Methodological reflections on the sociological translation of self-experience. In Frank Adloff, Katharina Gerund & David Kaldewey (Hgg.), *Revealing tacit knowledge: Embodiment and explication*, 139–167. Bielefeld: Transcript.
- Binder, Beate. 2019. (Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hgg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft*, Bd. 65, 542–549. Wiesbaden: Springer.
- Bourdieu, Pierre. 1994. *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*. Paris: Éditions du Seuil.

- Bourdieu, Pierre. 1998. La précarité est aujourd'hui partout, in Pierre Bourdieu: *Contre-feux: Propos pour servir à la résistance contre l'invasion néolibérale*, 95–107. Paris: Liber-Raisons d'Agir.
- Bourdieu, Pierre. 2003. Participant objectivation. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9(2), 281–294.
- Bourdieu, Pierre. 2004a. *Science of science and reflexivity*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre. 2004b. Algerian Landing. *Ethnography* 5(4). 415–443.
- Bourdieu, Pierre. & Loïc Wacquant. 1992. *An invitation to reflexive sociology*. Cambridge: Polity Press.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff & Boris Nieswand. 2015. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. 2., überarb. Aufl. Stuttgart & Konstanz: UTB GmbH UVK.
- Briggs, Charles. 1986. *Learning how to ask: A sociolinguistic appraisal of the role of the interview in social science research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bunzl, Matti. 1998. Johannes Fabians »Time and the Other«: Synthesen einer kritischen Anthropologie. *Historische Anthropologie* 6(3), 466–478.
- Butler, Judith. 1997. *Excitable speech: A politics of the performative*. London: Routledge.
- Butler, Judith. 2004. *Precarious life. The powers of mourning and violence*. London: Verso.
- Butler, Judith. 2009. *Frames of war: When is life grievable?* London: Verso.
- Choi, Julie. 2017. *Creating a multivocal self: Autoethnography as method*. New York: Taylor & Francis.
- Coffey, Amanda. 1999. *The ethnographic self: Fieldwork and the representation of identity*. London et al.: Sage.
- Comer, Joseph. 2018. *Mediatizing equality: A critical discourse ethnography of global queer mobilities*. Bern: Universität Bern, unveröffentlichte Dissertation.
- Crimp, Douglas. 1993. Right on, girlfriend! In Michael Warner (Hg.), *Fear of a queer planet: Queer politics and social theory*, 300–320. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Ellis, Carolyn & Tony E. Adams. 2014. The purposes, practices, and principles of autoethnographic research. In Patricia Leavy (Hg.), *The Oxford Handbook of Qualitative Research*, 254–276. New York: Oxford University Press.
- Eribon, Didier. 2016. *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the other: How anthropology makes its object*. New York: Columbia University Press.
- Flubacher, Mi-Cha. 2020. Desire and confusion: A sociolinguistic ethnography on affect in the ethnic economy of Thai massage. *International Journal of the Sociology of Language* 264. 241–261. <https://doi.org/10.1515/ijsl-2020-2096>
- Foucault, Michel. 1982. The subject and power. *Critical Inquiry* 8(4). 777–795.
- Geertz, Clifford. 1973. *The interpretation of cultures: Selected essays*. New York: Basic Books.
- Goebel, Zane (Hg.). 2019. *Rapport and the discursive co-construction of social relations in fieldwork encounters*. Berlin: De Gruyter.
- Goodman, Liz. 1996. Rites of passing. In Ellen Lewin & William L. Leap (Hgg.), *Out in the field: Reflections of lesbian and gay anthropologists*, 49–57. Urbana: University of Illinois Press.

- Goodwin, Charles. 1994. Professional vision. *American Anthropologist* 96(3). 606–633.
- Hammersley, Martyn & Paul Atkinson. 2007. *Ethnography: Principles in practice* (3. Aufl.). London: Routledge.
- Hassemer, Jonas. 2020. The value(s) of volunteering: Asylum seekers' trajectories through language work in refugee assistance. *International Journal of Multilingualism* 17(1). 46–61.
- Hassemer, Jonas & Maria Rosa Garrido. 2020. Language as a resource with fluctuating values: Arabic speakers in humanitarian and social work. *International Journal of the Sociology of Language* 264. 263–287. <https://doi.org/10.1515/ijsl-2020-2097>
- Heller, Monica. 2011. *Paths to post-nationalism: A critical ethnography of language and identity*. Oxford: Oxford University Press.
- Hitzler, Ronald & Paul Eisewicht. 2016. *Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Jacobs, Geert & Stef Slembrouck. 2010. Notes on linguistic ethnography as a liminal activity. *Text & Talk* 30(2). 235–244.
- Kulick, Don & Margaret Willson. 1995. *Taboo: Sex, identity and erotic subjectivity in anthropological fieldwork*. London: Routledge.
- Lewin, Ellen & William L. Leap (Hgg.). 1996. *Out in the field: Reflections of lesbian and gay anthropologists*. Urbana: University of Illinois Press.
- Lorey, Isabell. 2012. *Die Regierung des Prekären*. Wien: Turia + Kant.
- McHugh, Richard. 2017. *Educating ›gangsters‹: Social space, informal learning and becoming ›gang‹ involved*. Doktorarbeit, Sheffield Hallam University.
- Mears, Ashley. 2013. Ethnography as precarious work. *The Sociological Quarterly* 54(1), 20–34.
- Merriam, Sharan, Juanita Johnson-Bailey, Lee Ming-Yeh, Kee Youngwha, Gabo Ntseane & Mazanah Muhamad. 2001. Power and positionality: Negotiating insider/outsider status within and across cultures. *International Journal of Lifelong Education* 20(5). 405–416.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Pérez-Milans, Miguel. 2017. Reflexivity and social change in applied linguistics. *AILA Review* 29(1). 1–14.
- Ouma, Stefan. 2012. »Markets in the Making«: Zur Ethnographie alltäglicher Marktstrukturen in organisationalen Settings. *Geographica Helvetica* 67. 203–211.
- Pfadenhauer, Michaela. 2017. Grenzziehungen, Grenzverläufe, Grenzgängerinnen: Zum kulturalanalytischen Potential der Ethnografie. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Research*, 18(1).
- Rampton, Ben. 2016. Fieldwork rapport and the positioning of sociolinguist(ic)s. *Working Papers in Urban Language & Literacies* 195. 2–10.
- Sidoti, Francesca. 2015. Untangling the narratives of precarious work: An auto-ethnography. *Social Alternatives* 34(4). 43–49.
- Slembrouck, Stef. 2005. Discourse, critique and ethnography: Class-oriented coding in accounts of child protection. *Language Sciences* 27. 619–650.

- Thomassen, Bjørn. 2015. Thinking with liminality. To the boundaries of an anthropological concept. In Agnes Horvath, Bjørn Thomassen & Harald Wydra (Hgg.), *Breaking boundaries. Varieties of liminality*, 39–58. New York: Berghahn.
- Turner, Victor. 1969. *The ritual process: Structure and anti-structure*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Turner, Victor. 1974. Liminal to liminoid, in play, flow, and ritual: An essay in comparative symbology. *Rice Institute Pamphlet – Rice University Studies* 60(3), 53–92.
- Van Gennep, Arnold. 1909. *Les rites de passage: étude systématique des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, de funérailles, des saison etc.* Paris: Nourry.
- Wacquant, Loïc. 2005. Carnal connections: On embodiment, apprenticeship, and membership. *Qualitative Sociology* 28. 445–474.